



[Nachdruck verboten.]

Von Bruderhand.

19) Roman von Doris Frein v. Spätigen.

Neulich einem scheuen Kinde, mit großen verängstigten Augen schaute das junge Mädchen zu dem ausdrucksvollen Männerkopf empor. Endlich stammelte sie verwirrt:

„Und dazu bedürfen Sie meiner — unbedeutenden Person, Herr Professor?“

„Unbedeutenden Person? Wissen Sie, Prinzessin, daß gerade eine Sie betreffende Wahrnehmung, die ich gemacht, meine bereits im Sinken begriffene Hoffnung wieder neu belebt hat?“

„Heiß erglünden lenkte Joachima den Blick zur Erde nieder, während der Professor lebhaft fortfuhr:

„Als Arzt, und insbesondere in dieser uns Allen sehr nahe liegenden Angelegenheit steht mir ein Recht zu, rücksichtslos zu sprechen, was Sie durchaus nicht als Mangel an Zartgefühl und Diskretion bezeichnen dürfen. Ich habe Beobachtungen gemacht, die . . .“

„O, ich glaube, daß Sie vom ersten Tage an mein — mein innigsten Interesse für Vetter Carlos errathen haben, Herr Professor. Ihnen gegenüber vermochte ich meine Gefühle nicht zu verbergen“, unterbrach ihn das junge Mädchen in holdseliger Natürlichkeit.

„Allerdings. Aber so ehrend dieses Vertrauen immerhin auch für mich ist, die Wichtigkeit, ja der unschätzbare Werth liegt für mich nicht in dieser Entdeckung, sondern darin, daß der Prinz jene Neigung in hohem Grade erwidert, daß sein ganzes Denken und Fühlen stets nur in einem Gegenstande sich konzentriert, daß er mit raubthierartigen Blicken jeder Ihrer Bewegungen und Handlungen folgt und stets stumm und theilnahmslos bleibt, wenn Sie, Prinzessin, nicht in seiner Nähe sind.“

Einem Moment, wie um ihre peinliche Verlegenheit zu verbergen, hatte Joachima die Hand über die Augen gelegt, dann brachte sie stoßend hervor:

„O, Carlos ist viel zu krank, als daß ich auf diese — mehr schmerzliche — als freudige Wahrnehmung das geringste Gewicht legen könnte, Herr Professor.“

„Ja gewiß, aber dennoch ist dieselbe eine schwache Handhabe für mich, verbunden mit einem Umstande, der einen seltsamen, vielleicht gewagten Plan in meinem Kopfe entzünden ließ“, gab der Arzt, das rosigte Antlitz voll Theilnahme betrachtend, freundlich zurück.

„Ich möchte und — will Alles thun, um Ihnen nützlich zu sein und dienen zu können“, sagte Joachima in sanfter Schüchternheit.

„Wirklich? Aber Sie wissen ja noch gar nicht, was — welche schwere Aufgabe ich von Ihnen verlange?“ forschte eindringlich der Arzt.

„O dafür, daß die Erfüllung dieser Aufgabe mir möglich ist, bürgt mir ein einziges Wort aus Ihrem Munde, Herr Professor — und ein kleines Opfer zu bringen für Jemand, den . . .“ sie zögerte, „dem man so gern helfen möchte, ist doch nicht schwer?“ entgegnete sie sanft.

„Wohlan, ich wußte im Voraus, daß ich auf Sie zählen durfte, Prinzessin, und danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mir beizustehen. Also, bitte, hören Sie aufmerksam zu und vor Allem — verstehen Sie mich nicht falsch. Mein Patient wird von einer furchtbar qualenden Eifersucht auf Prinz Archibald erfüllt, in dem er den von Ihnen Begünstigten — den Glücklichen sieht.“

Wieder erröthete das schöne Mädchen jäh und stammelte verwirrt: „Auch dieses haben Sie bereits entdeckt, Herr Professor! Wahrlich, Sie verstehen es meisterlich, die Seelen der Menschen zu studiren.“

„Nun, dazu bedurfte es keines allzu großen Scharfblickes, da die Miene des Kranken sich stets in einer seltsamen Weise

verändert, wenn sein Bruder sich Ihnen nähert und mit Ihnen spricht. Ich bin weit entfernt, mich einer Indiscretion schuldig zu machen und mich in eine Angelegenheit zu mischen, die, so zu sagen, das böte noir hier am fürstlichen Hofe ist nämlich: die muthmaßlichen Beziehungen des Seemannes zur Willa Weller. — Allein, daß Sie, Prinzessin, Partei für diesen nehmen, ihm eine Art Vertraute sind, konnte mir nicht verborgen bleiben. In halb scheuer, ängstlicher Weise unterhalten Sie sich zuweilen mit dem Prinzen, voll Theilnahme beobachten Sie ihn, wenn er von einem Ausgange heimkehrt, und haben sogar den Muth gefunden — in letzter Zeit geschah das freilich höchst selten —, an seiner Seite über die Grenzen des feindlichen Gebietes hinauszuschreiten. Daß mein armer Patient, dessen Gesichtsfreie Alles, was nicht direkt Ihre Person betrifft, fern liegt, daraus falsche Schlüsse zieht, ist wohl nur zu begreiflich. Aber gerade dieser Umstand soll mir zum Werkzeuge dienen.“

„Schweigend und mit gefalteten Händen schritt das junge Mädchen neben dem Arzte weiter.“

„An einem der nächsten Abende, zu einer Stunde, wo es den Regeln des Anstandes gemäß für eine junge Dame nicht mehr ganz schicklich ist, an der Seite eines Mannes angetroffen zu werden, sollen Sie mit Prinz Archibald ganz heimlich aus dem Schlosse schlüpfen und sich einige Zeit im Park aufhalten, um . . .“

„O, mein Gott, in — in der Dunkelheit — das ist ja — das kann ich nicht“, unterbrach Joachima den Sprecher betnahe entsezt.

„Sagte ich nicht, daß die von mir gestellte Aufgabe schwer sein würde, Prinzessin? Wenn Sie das Verlangte nicht thun können, gut, so hat es keinen Zweck, weiter darüber zu verhandeln.“

„Nein — nein, ich will, ich werde mich fügen, nur der Gedanke, irgend Jemand würde uns begegnen — uns sehen, ist mir fürchterlich!“

„Prinz Carlos wird — soll Sie sehen, das ist ja der einzige Zweck des ganzen Experiments. Ich selbst werde ihm dieses Bild vor Augen, werde seine Eifersucht zum höchsten Grade aufstacheln — ihn reizen — bis . . .“

„Allmächtiger! Aber mein Ruf, Herr Professor! Vergessen Sie, daß Sie mir damit das Kränkendste anthun, was der Ehre eines Mädchens je zugefügt werden kann? Carlos selbst, wenn Gott ihn jemals wieder zur vollen Geistesstärke genesen läßt, müßte sich in Verachtung von mir abwenden, denn wer würde mir Glauben schenken, daß ich zum Besten des Kranken nur ein Opfer gebracht. Wer würde eintreten für mich und erklären . . .“ Ein aufquellendes Schluchzen bezwingend, hielt Joachima inne.

„Wer, Prinzessin? Das fragen Sie noch? Ist das Vertrauen, welches Sie mir vorhin so offenerartig entgegengebracht, plötzlich erschüttert worden? Genügt Ihnen das Wort eines Mannes, welcher, um seine Pflicht zu erfüllen, zu jedem gewagten Mittel zu greifen gezwungen ist, denn nicht? Auch nicht der Schein eines Schattens soll auf Ihre Ehre fallen, Prinzessin, das schwöre ich, so wahr, wie ich bekenne, selbst nur ein schwaches Werkzeug zu sein in der Hand eines Mächtigeren, ohne dessen Beistand wir rath- und hilflos dastehen!“

Feurig und bereit, wie Joachima es vorher noch nie vernommen, flossen diese Worte über des sonst so schweigsamen Mannes Lippen.

Sie fühlte sich bezwungen, um mit warmen, treuherzigen Blicken reichte sie ihm die Hand, die er rasch ergriß und eine Weile in der seinen hielt.

Dabei huschte ein schwaches Lächeln um Dr. Leisinger's Mund, indem er sagte:

„Nun, wir sind also Verbündete — heimlich Verschworene, eine Aufgabe zu erfüllen, die, obwohl schwer, doch hoffentlich gegenreife Früchte bringen wird!“

Freudig und zuversichtlich nickte sie ihm zu.

Darauf schritt der Arzt, als ob er über etwas nachsann,

mit gesenktem Haupte einige Minuten neben seiner Begleiterin her. Sie wagte durch keine Frage seinen Gedankengang zu fören. Nach einer Weile schaute er auf und sagte wieder in seiner kurzen, bestimmten Weise:

„Es wird nöthig sein, ihren Vetter Archibald ins Vertrauen zu ziehen — sonst Niemand, bitte. Mein ich werde Ihnen noch die Zeit bestimmen, wann, das heißt, um welche Stunde Sie Beide morgen Abend das Schloß verlassen sollen. Ich hoffe, Sie heute nach dem Souper noch ein paar Minuten allein sprechen zu können, Prinzessin.“

Die vorher so rosigten Wangen des lieblichen Gesichtes waren jetzt auffallend bleich geworden, so daß der Arzt in ermutigendem Tone schnell hinzufügte:

„Nun, nicht ängstlich. Wer hülfreich seine Hand bietet, eine eble That vollbringen zu helfen, dem giebt die gütige Vorsehung auch Muth und Kraft zu glücklicher Ausführung. Oder fürchten Sie sich etwa noch immer, Prinzessin?“

„Nein — jetzt nicht mehr. Ihre Worte, Herr Professor, haben jede Spur von Aengstlichkeit aus meiner Brust vercheucht,“ entgegnete sie merkwürdig fest.

„Nun, dann hoffe ich, daß Sie so willensstark verbleiben. Aber hier muß ich mich von Ihnen verabschieden. Unser langes Gespräch konnte unnöthigen Anlaß zu Redereien geben, was ich nicht wünsche,“ sagte Dr. Leisinger, sich in seiner förmlichen Art verneigend. „Auch habe ich meinen Patienten seit heute Morgen nicht mehr gesehen — er weicht mir aus, wie es scheint, und ich möchte mich nach ihm umschauen.“

„Weshalb nur kam Carlos nicht zu Tische?“ fragte Joachima besorgt.

„Oh, Eigensinn — Launen. Seit einigen Tagen befindet sich der Prinz in einem Stadium hoher Reizbarkeit. Die Fliege an der Wand vermag ihn in Wuth zu versetzen. Im Gegensaß zu seiner sonst meist vorhandenen Apathie hat dieser jetzige Zustand für das Auge des Laien bei weitem mehr Besorgnißverregendes. Also auf Wiedersehen heute Abend, Prinzessin.“

Damit küstete Dr. Leisinger den Hut und ging.

Während etwa zur nämlichen Zeit Fürst Amberg im Begriffe stand, die Terrassentreppe zum holländischen Garten herabzuschreiten, um sich nach eingetommener Mahlzeit ein wenig zu ergehen, fühlte er sich von rückwärts umfaßt und hörte eine schmeichelnde Stimme an sein Ohr schlagen:

„Nun, Väterchen, hast Du mir gar nichts mitzutheilen — kein kleines Geheimniß zu verrathen? Dein Gesicht zeigt sich so verschlossen — daß ich besorgt werde. Ich bin nämlich verteuftelt gespannt, weil ich bei meiner Heimkehr hörte, Octavio sei hier gewesen und habe mit Dir eine Unterredung gehabt.“

Dieser kindlich harmlos sein sollende Ton stand Brigitte durchaus nicht. Das Lächeln, welches dabei um ihre Lippen spielte und ihre gefunden, doch vom Cigarrenrauche gelblich gewordenen Zähne sehen ließ, erschien nicht angenehm, während der Ausdruck ihrer hellen Augen etwas unheimlich Kauernendes,

ähnlich der versteckten Wildheit des Wolfes, verrieth. Ungeduldig schüttelte der alte Herr den Kopf und entgegnete sichtlich gereizt:

„Wenn Du durch unüberlegte Streiche Dein Glück verscherzest, Brigitte, so trägt Du die Schuld daran ganz allein. Meine heutige Unterredung mit Schreckenstein hat durchaus nicht das erwartete Resultat gehabt. Ich muß erklären, daß der Mensch völlig räthselhaft ist. Er geberdete sich wie Jemand, der sein Inneres durch irgend eine Schuld bedrückt und belastet fühlt, und beschwor mich, ihn nicht zu verkennen, da er mir für's Erste den Zusammenhang eines traurigen Mißverständnisses nicht erklären könne. Was soll das heißen, Brigitte? Offenbar weißt Du mehr darüber?“

Die Prinzessin lachte in ihrer burschikosen Weise hell auf, dann schob sie den Arm unter den des Vaters und führte ihn die Gartentreppe vollends hinab. Hier veranlaßte sie ihn zum Stehenbleiben und sagte halblaut:

„Albösinn, Väterchen, ich habe keinen Schimmer davon, was Octavio meint. Du kennst ihn ja, wie er ist — bald himmelhoch jauchzend — bald zu Tode betrübt. Ich weiß nur, daß er mich elendiglich compromittirt, wenn die Geschichte jetzt nicht zum Klappen kommt. Donnerwetter, ich, eine Prinzessin Amberg, bin doch wahrlich zu gut, um an der Nase herumgeführt zu werden.“

„Ja, ja, natürlich, mein armes Kind, das ist es eben, nach dem, was Freitag mir erzählt hat“ — Brigitte machte ein höchst gelungen unschuldiges Gesicht — „ist der Skandal schon da. Gerade Freitag kommt in alle Kreise und kann am besten erfahren, wie das Verhältniß Schreckenstein's zu unserem Hause anderwärts beurtheilt wird. Man tadelt ihn und Dich sehr scharf, wie Ihr Euch Dinge zu Schulden kommen liebet, die — die . . .“

„Am Himmels willen, eher Papa, keine Moralpredigt,“ rief die Prinzessin ziemlich laut und hielt sich die Ohren zu. „Der T . . . hole das klatschfüchtige Gelichter. Ich bin nun einmal eine leidenschaftliche Natur und vermag meine Neigung für Octavio nicht zu verbergen, so wie Andere es thun mögen, die ihn anhimeln und durch stummes Kokettiren in ihre Netze zu ziehen streben. Temperament, Temperament, Väterchen, das ist die Hauptsache. Mein Gott, wer wird auch gleich in Allen etwas Unsündliches finden? Der Octavio hat halt ein schlimmes Renomme, und mir hängen die Krämerseelen und Philister aus der Stadt auch gern etwas an. Das einzig Nichtige ist, wir Beide werden zusammengepannt, dann erst wird es Ruhe geben. Hahaha!“

Während Brigitte sprach, war seitwärts an der Treppe, wo eine in großen Kübeln befindliche Orangerie einen vom Garten nach dem Souterrain des Schloßes führenden Weg theilweise verbar, eine halb zusammen gefauerte Gestalt mit dunklem Kraushaar sichtbar geworden. Allein jedesmal, wenn die Blicke von Vater und Tochter sich zufällig nach jener Richtung wandten, verschwand dieselbe wieder hinter einem dicht belaubten Lorbeerbaume.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Eine Konsultation.

Stimme von L. Faber (Breslau).

Ein elegantes Koupee, bespannt mit zwei prächtigen Füchsen, hielt vor der Hausthür des Arztes. Der Bediente sprang vom Bock, nahm den Cylinderhut in die Hand und blieb mit einer devoten Verbeugung am Wagenschlag stehen.

„Hier, Friedrich, Sie geben dem Herrn Sanitätsrath eigenhändig meine Karte! Verstanden?“

„Sehr wohl, Frau Baronin!“

„Und sagen, es habe große Eile! Hören Sie?“

„Zu Befehl, Frau Baronin!“

Friedrich nahm die ihm gereichte Karte. Diese, nach der neuesten Mode ein Karton, doppelt so lang als breit und an den Ranten abgerundet, zeigte unter der lithographirten Aufschrift „Selene Frein von Leßberg“ ein mit Bleistift von launenhafter Damenhand getrickeltes „Dringend“.

Sie lehnte sich im Fond des Wagens zurück und, während sie ungeduldig der Rückkunft des Dieners harpte, bearbeitete sie nervös mit den Spitzen der Lackstiefelchen und dem Ende des Sonnenschirms den Boden des Gefährts.

Friedrich kam zurück.

„Der Herr Sanitätsrath lassen die Frau Baronin bitten.“ Ein flegelrothetes Lächeln der Genugthuung glitt über das

blaße, ovale Gesicht der Insassin des Wagens. Sie stieg hastig aus, von Friedrich unterstützt, der in gemessener Entfernung und den Hut noch immer in der Hand haltend, hinter ihr herschritt über das Trottoir hinweg nach der Hausthür. Dort bedeutete ihm die Baronin, stehen zu bleiben. Sie selbst stieg die Treppe zu der im Hochparterre belegenen Wohnung des Arztes empor.

Drüben auf dem Fahrbaum stampften und scharren die beiden Kassepferde das Steinpflaster. Jetzt legte das eine den Kopf über die Mähne des anderen, als ob es ihm heimlich etwas zu sagen hätte. Und wie auf eine stille Verabredung hin krümmten sie nun beide die stolzen Häk, zerrten und gausten an den Bügeln und suchten den Wagen vom Flecke zu ziehen, gegen den Willen des Kutschers, der mit einem Fluche die Keinen straffer zog.

„Fahr' mal langsam ums Viertel, August!“ rief der Diener dem Kutscher zu. „Die Wieder werden sonst rappelig.“ „So? Und wenn sie dann runter kommt und ich bin nicht da, dann ist der Teufel los. Denk' nicht daran.“

Friedrich verzog das glattrasirte Gesicht zu einem verächtlichen Grinsen: „Wenn ich Dir sag' fahr', dann fahr'! Das dauert noch 'ne gute Weile, eh' daß sie retour kommt.“

August suchte unschlüssig mit den Schultern.

„Gott, Mensch, ich kenn' ihr doch nu schon! . . . Drei Mal kannst Du gemüthlich um die Ecke fahren . . . wetten?“



„Du nimmst alles auf Dich?“
„Immerzu, ich nehm' alles auf mich.“
Langsam fuhr August davon, während Friedrich mit dummdreieim Gesicht und verschrankten Armen vor dem Hause auf und ab stolzierte, als wäre dieses mindestens sein Eigentum.

Die Baronin ließ sich in einem Fauteuil nahe bei dem Arbeitstische des Arztes nieder:

„Herr Sanitätsrath . . .“

„Frau Baronin?“

„Nein, bitte, setzen Sie sich nur erst, Herr Rath! Die Sache ist nicht so in zwei Worten abgemacht.“
Der alte Herr schob nachdenklich die Unterlippe über die Oberlippe, beugte den Kopf mit dem kurzgeschnittenen grauen Haar seitwärts nach vorn und blickte mit den klugen, kleinen Neugelein über die goldene Brille hinweg nach ihr.

„Hm!“ machte er und nahm mit einigem Widerstreben Platz.

„Sie denken gewiß, ich komme wegen meines Kopfkrampfes zu Ihnen . . .?“

Der Doktor nickte.

„Nein, deswegen komme ich nicht. Gesundheitlich geht es mir seit Gasten Gott sei Dank ganz gut, aber . . . hm . . .“

Sie blickte verlegen eine Weile zu Boden, ohne daß ihr Gegenüber das Bedürfnis empfand, ihr durch eine Zwischenfrage zu Hülfe zu kommen. Dann hob sie plötzlich mißmuthig den feinen Kopf, sah ihn ängstlich an und fuhr fort:

„Aber, mein Gott, sind Sie denn gar nicht ein wenig neugierig, Herr Rath?“

„Nein!“

„Schrecklich! . . . ein ganz klein wenig sollte doch jeder Mensch neugierig sein, zumal ein Arzt.“

„Wo steht das geschrieben?“

„Das weiß ich nicht . . . Indessen, es giebt auch ungeschriebene Gesetze . . . zum Beispiel . . .“

„Zum Beispiel?“

„Die konventionellen Gesetze der . . . Ehe zum Beispiel.“

„Die kenne ich nicht, als Junggeselle.“

„Das ist sehr schlimm . . . Ein Frauenarzt muß alles kennen.“

Er warf einen flüchtigen Blick nach der bronzenen Stuhluhr auf dem Schreibtisch.

„Sie sind vernünftlich sehr pressiert, Herr Sanitätsrath?“

„Offengehalten ja, Frau Baronin.“

„Dann will ich mich kurz fassen: — ich möchte Sie nämlich um einen Rath bitten.“

„Sprechen Sie nur!“

„Im Vertrauen auf Ihre Freundschaft und Menschenkenntniß . . .“

„Frau Baronin, Sie dürfen überzeugt sein, daß ich nach bestem Wissen und Gewissen . . .“

„O, das bin ich auch, ich . . . ich . . .“

„Nun?“

„Ich . . . ach, Sie glauben gar nicht, wie schwer es mir trotzdem wird . . .“

Sie fuhr mit dem spinnwebfeinen Battistuch, das sie in der Rechten hielt, über ihre feuchtblickenden Augen.

„Wieso?“ Sind Sie denn nicht glücklich?“ fragte der Arzt, der jetzt aus seiner kühlen Reserve heraustrat.

„Nein . . . o Gott, nein, nein!“ rief sie und brach in ein konvulsivisches Schluchzen aus.

„Nicht? Aber Sie waren es doch offenbar alle beide, noch vor kurzer Zeit. Und der Herr Baron . . . verehrte Sie über alle Maßen, er . . .“

„Ich weiß, ich weiß, aber es ist aus, alles aus nun“, schrieb die junge Frau händeringend, während zwei große Thränen über ihre Wangen perkten.

„Was hat es denn gegeben? . . . Einen Streit?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Eine Meinungsverschiedenheit . . . ein Mißverständnis vielleicht, das sich hoffentlich bald wird beseitigen lassen?“

„D nein!“

„Wie nein? Es wird sich also nicht beseitigen lassen, fürchten Sie?“

„Ach, es handelt sich leider weder um eine Meinungsverschiedenheit, noch um ein Mißverständnis, sondern . . .“

„Sondern . . .?“

„Sondern um eine Kluft . . . um eine unüberbrückbare Kluft.“ Dabei weinte sie von Neuem.

„Nämlich?“

„O, es ist wirklich kaum zu sagen . . .“

„Ne nun, wenn ich Ihnen helfen soll . . .“

„Ich möcht' mich am liebsten scheiden lassen.“

„Ba—a—a-s? scheiden lassen, nachdem Sie kaum ein Vierteljahr verheirathet sind?! Aber Frau Baronin!“

„Nicht wahr, es ist schrecklich?“

„Das wäre allerdings schrecklich.“

„Nein, es ist schrecklich.“

„Was?“

„Nun eben das . . . das . . . ach liebster, bester Herr Sanitätsrath, helfen Sie mir doch um Himmelswillen!“

Sie hatte krampfhaft mit beiden Händen seine Rechte erfaßt und drückte und preßte diese mit ihren zarten Fingerchen, während sie mit bittendem Blicke Hülfe suchte in den forschenden Augen des Arztes.

„Ja, wenn ich Ihnen helfen soll, so müssen Sie doch vor allen Dingen sagen, was Sie so bedrückt und aufregt, gnädige Frau . . .“

„Ja, das will ich“, hauchte sie erröthend, erhob sich von ihrem Sessel, brachte das Mündchen dicht an die Ohrmuschel des Arztes und sprach hastig etwas hinein.

„Wie?“ fragte er; „ich habe sie nicht verstanden.“

Sie wiederholte.

„Bitte, langamer! so kann ich Sie nicht verstehen.“

Sie skandirte die Worte.

„Ihr Mann? . . . bitte, nochmal, Frau Baronin! Also Ihr Mann . . . nun?“

Sie sagte es jetzt zum dritten Male.

Ein Rächeln glitt um die schmalen und für gewöhnlich fest aufeinander gepreßten Lippen des Sanitätsrathes: „Also er — schnarcht! . . . Und das macht Sie so tief unglücklich! Das ist die unüberbrückbare Kluft, die Sie von ihm trennt?“

„Ach, wenn Sie wüßten, wie entsetzlich sich das anhört, wie brutal das klingt, Sie würden . . .“

„Seit wann schnarcht er denn?“

„Seit einigen Wochen.“

„Und Sie haben das früher nie an ihm bemerkt?“

„Nie, nie!“

Der Arzt überlegte einen Augenblick, dann examinirte er weiter: „Weiß er denn, daß er schnarcht?“

„Nein, er weiß es nicht, d. h. er glaubt es mir nicht, wenn ich es ihm sage, er lacht mich aus.“

„Und was soll ich denn nun thun, gnädige Frau?“

Sie sah ihn flehentlich an: „Giebt es kein Medikament gegen dieses entsetzliche Schnarchen?“

„Ein Medikament? Aber gnädige Frau, das Schnarchen ist ja keine Krankheit, sondern im Gegentheil ein Zeichen von Gesundheit: wer gut schnarcht, schläft gut, und wer gut schläft, ist gesund . . .“ Dabei lächelte der Sanitätsrath iactantisch, und wieder mußte die junge Frau erröthen.

„Also es giebt gar kein Medikament?“ meinte sie trostlos.

„Ein Medikament nicht, wohl aber ein Mittel.“

„Und das wäre? — O sagen Sie es, bitte!“

„Der Schläfer muß sich daran gewöhnen, eine Körperstellung einzunehmen, in der es unmöglich ist, zu schnarchen. Man schnarcht nämlich nur dann, wenn man auf dem Rücken liegt. Dabei kommt der Gaumensegel über die Röhre zu liegen und verursacht jenes Ihnen so lästige Geräusch.“

„In anderer Lage ist es unmöglich zu schnarchen?“

„Unmöglich! Probieren Sie: ich bürgе für den Erfolg.“

„Oh, Sie machen mich überglücklich, Herr Rath! Tausend Dank!“ Sie reichte ihm mit warmem Drucke die Hand. Er begleitete sie bis an die Thür, die sie, nochmals aufrichtige Worte des Dankes äußernd verließ. Darauf öffnete der Arzt die Thür zum anstoßenden Wartezimmer und rief hinein: „Bitte, weiter!“

Unten wartete das Gespann, das inzwischen schon sechsmal den Weg ums Viertel zurückgelegt hatte. Devot, wie immer, öffnete Friedrich den Wagenschlag. Die Baronin stieg ein, Friedrich schwang sich auf den Bock hinauf. Dort sagte er mit bedeutsamer Kopfbewegung nach hinten:

„Dante was gemerkt, August?“

„Neel!“

„Sie hat ja ganz verweente Augen!“

„So?“ sagte August, schmalzte mit der Zunge, und lustig trabten die Füchse über das Pflaster dahin.

Ein paar Tage darauf erhielt der Sanitätsrath beim Morqencafee ein Billet folgenden Inhalts:

„Hochgeehrter lieber Sanitätsrath!
 Sie haben mir den Seelenfrieden wieder gegeben; ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Es kommt meiner Frau zwar einstweilen noch recht sauer an, ihrer gewohnten Attitüde beim Schlafen zu entsagen; sie klagt darüber, daß sie, was sonst niemals geschah, des Nachts aufwache, sich ruhelos hin und her werfe und stundenlang keinen Schlummer finden könne. Doch ich tröste sie, das werde sich schon geben. Die Hauptsache ist, — sie schenkt nicht mehr!

Mit bestem Gruß Ihr Sie hochschätzender
 Kurt Freiherr von Lefberg.“

Allerlei.

Felig Faure im Spital. Felig Faure, der Präsident der französischen Republik, nimmt seine Repräsentationspflichten sehr ernst. Er reist mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, er inspiziert und lobt mit seltener Ausdauer. Die Zeitungen aller Institute, denen sein Besuch zu Theil wurde, sind entzückt von seiner Liebenswürdigkeit. Die Besichtigung eines Spitals schildert Alfred Capus im Pariser Figaro folgendermaßen: Faure (bei der Visitation): Ich würde Ihnen meine vollste Zufriedenheit aus, meine Herren. Das ist unfreutig eines der schönsten Spitäler, welche ich je gesehen habe. (Zum Chef-arzt): Ich beglückwünsche Sie ebenso zu Ihren Kranken, mein lieber Meister; es ist ganz unmöglich, interessantere Kranke zu haben. — Der Chef-arzt: Bitte, wir haben die besten, welche es jetzt in Paris während dieser Saison giebt. — Faure: Ah, die Chirurgie! Welch' wunderbarer Beruf! Wenn ich nicht ein Gerber wäre, ich wollte Arzt sein. — Der Arzt: Ich bin überzeugt, daß der Herr Präsident ein Chirurgus allerersten Ranges geworden wären. Wollen Sie einmal einen Versuch machen, um sich auch davon zu überzeugen? — Faure (bescheiden): Oh, ich weiß nicht, ob ich kann. . . . — Der Arzt (den Präsidenten zum Bette eines Kranken führend): Hier ist ein kleiner Absceß, welchen der Präsident der Republik in kürzerer Zeit öffnen wird, als man dazu braucht, um es auszusprechen. — Faure (geschmeichelt): Glauben Sie? — Der Arzt: Das wird ein Kinderpiel für Sie sein, Herr Präsident. (Zu den übrigen Aerzten): Kommen Sie näher, meine Herren und betrachten Sie ein Schauspiel, welches Sie sicherlich noch niemals gesehen haben. Der erste Beamte der Republik wird sich herablassen, mit eigener Hand einen ganz simplen Absceß aufzusuchen. . . . (Schmeichelhaftes Beifallsgemurmel.) Nehmt Euch daran ein Beispiel, junges Volk! (Zum Kranken): Was Sie betrifft, so habe ich es wohl nicht erst nöthig, Sie auf die hohe Ehre aufmerksam zu machen, welche Ihnen zu Theil werden soll. Bemühen Sie sich, ein dieser Ehre würdiges Benehmen zur Schau zu tragen und stoßen Sie keine lächerlichen Schmerzensschreie aus! — Der Kranke (verwirrt): Wie? Herr Felig Faure. . . . in eigener Person. . . . er selbst. . . . Oh! Oh! — Der Arzt: Ha! Haben Sie ein Glück gehabt, gerade in unser Spital zu kommen! — Der Kranke (freudig): Gewiß, gewiß. — Der Arzt: Drehen Sie sich um. . . . so. Ich will Sie nicht ganz auf den Rücken legen, damit Sie vollkommen des hohen Glückes genießen können, welches Ihnen zu Theil wird. (Zu Faure): Geruhen Sie diese Lanzette, Herr Präsident. Sie hat noch Niemandem gedient. — Faure, wenig aufgeregt, seine Aermel zurückziehend: Ah! Ah! Wo muß ich stechen? — Der Arzt (den Platz bezeichnend): Wo es beliebt. . . hauptsächlich aber hier. — Faure: Hier? Gut, gut! Eins, zwei, drei. . . . (Er schließt die Augen und stoßt.) — Der Kranke: Au! Au! — Faure: Ist's vorüber? — Der Arzt: Es ist vollbracht. Das ist der schönste geöffnete Absceß, welchen ich jemals gesehen habe. — Faure (vergnügt): Ich bin Chirurg! — Der Kranke: Ich bin geheilt, ich bin gesund! Und wenn ich bedenke, daß es der Präsident der Republik selbst ist, der. . . oh! (Zum Arzt): Habe ich nicht noch einen Absceß? — Der Arzt: Ah, lieber Freund, Sie sind ja ein Gourmand.

Ein theurer Ruf. Der Anfang der romantischen Geschichte, welche dieser Tage durch das Ableben eines armen, flehen Greises ihr natürliches Ende fand, hat sich vor etwa 60 Jahren abgespielt. Damals galt — so wird aus Budapest geschrieben — Gregor Lövey für den schmucksten, elegantesten Jüngling der Vaclskar Gentrj. Und damals geschah es auch, daß der seither längst verstorbenen Vaclskar Obergespan Rudies eine glänzende Soiree gab, um seine junge Frau den Comitatsnotabilitäten vorzustellen. In der Reihe der Gäste befand sich auch Gregor Lövey. Von ihrer thronartigen Estrade bemerkte ihn die schöne Obergespansgattin; der schmucke Jüngling gestiel ihr, und seine flüsternde sie einer neben ihr stehenden Dame in's Ohr, daß sie gern mit ihm einen Gardas tanzen möchte. Im nächsten Moment begann die Bigenerkapelle einen feurigen Gardas zu spielen, und lächelnd ließ die Obergespansgattin von Lövey sich zum Tanze führen. Um das schöne Paar herum bildete sich ein dichter Kreis von Zuschauern. Blögglich drückte Lövey seine Tänzerin fest an sich, drehte sich mit ihr etwa sechsmal im Kreise herum, und inzwischen hörten die Zuschauer etwas, was dem Tone eines — Rufes gleich, und gleich darauf einen leisen Schrei aus weiblichem Munde. Das Paar aber tanzte weiter,

bis endlich die schöne Frau mit hochgerötheten Wangen und fliegenden Athem erschöpft in den Stuhl sank. Lövey begab sich in sichtlich Erregung in die Trinkkub, wo ihn seine Kameraden beströmten, er möge ihnen sagen, was vorgefallen sei. Die Antwort Lövey's war nicht sehr dikret, obzwar er nur so viel sagte: „Habe ich gegeben, so war es süß, habe ich bekommen, so war es noch süßer. . . .“ Dieser flaschliche Auspruch kam dem Obergespan zu Ohren, wie denn der allgemeine Klatsch sehr lebhaft mit dem Vorfalle sich beschäftigte. Die schöne Frau weinte und betheuerte ihre Unschuld. Lövey war Comitatsgeschworener, und aus Rache verjagte ihn der mächtige Obergespan vom Amte. Lövey ging nach Hause, nach Benta; er ergab sich dem Trunke und feierte Degien, bis er ein — Bettler war. Während des Bach'schen Systems wurde ihm das Amt eines Comitatschefs angetragen, doch nahm er dasselbe nicht an. Er wohnte in einem ärmlichen Stübchen und sank immer tiefer, bis er endlich in's Krankenhaus gebracht werden mußte, wo er dieser Tage, von aller Welt verlassen, als vierundachtzigjähriger Greis starb. . . .

Vom Büchertisch.

— „Globus“. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Begründet 1862 von Karl Andree. Bereinigt seit 1894 mit der Zeitschrift „Das Ausland“. Herausgeber Richard Andree. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig. Jährlich zwei Bände in 24 Nummern. Preis 12 Mark für den Band. Inhalt der Nr. 4 des 68. Bandes: N. v. Köppen, Dorpat. Die Kulturentwicklung Finnlands. — Rannenberg, Br.-Lt. im Thüring. Feld-Art.-Reg. Nr. 19. Besuch in einem anatolischen Dorfe. Mit fünf Abbildungen. — Die Geschichte des Opiums nach chinesischen Quellen. — W. Beyold, Zur Kenntniß der Bogenseen. — Am Schluß der Nummer befindet sich wieder eine reiche Fülle interessanter und hochwichtiger Notizen aus allen Erdtheilen.

— Das Juni- und Juliheft von Velhagen u. Klasing's Monatsheften sind wieder ungemein reichhaltig. Der Hauptroman: „Nichts“ von Ida Boy-Ed, der im Jahre 1848 spielt, bietet eine jener feinen Charakterstudien, die nur wenigen Schriftstellern unserer Lage so gelingen wie dieser Erzählerin. Es handelt sich in dem Roman, wo der Titel sagt, um ein „Nichts“, und doch droht dieses „Nichts“ Verderben zu bringen über Personen, die wir herzlich lieb gewinnen. Zwei kleinere Erzählungen von Hermine Billinger: „Die Was“ und von Stodmans: „Gräfin Victoire“ nehmen jede in ihrer Art das Interesse des Lesers lebhaft in Anspruch. Unter den illustrierten Artikeln sind drei, wie man im Zeitungsdeutsch sagt, aktuell: „Der Hausherr von Friedrichsruh“, dessen ungekannter Verfasser wohl in nächster Nähe des Fürsten zu suchen ist; „Der Nordostseeanal“ von Hanns von Jobeltig und Gustav Frensting von Th. v. Pantenius. Zwei andere: „Norwegische Kunst und Künstler“ von Cornelius Gurlitt und „David Teniers der Jüngere“ von Dr. Oskar Doering gehören in die Reihe derjenigen Aufsätze, die eine Spezialität von Velhagen u. Klasing's Monatsheften bilden. Auf dem Gebiete der Kunst weiß die Redaktion immer die besten Fachleute zu gewinnen und die Artikel durch so zahlreiche und geschickt gewählte Abbildungen zu illustriren, daß Wort und Bild den betreffenden Künstler auch dem Laien nach seiner zeitlichen und bleibenden Bedeutung vollständig verständlich machen. Von den sonstigen Illustrationen, die den Heften wieder in großer Zahl beigegeben sind, sei besonders auf die farbige Studie zu dem Bilde von F. Simm: „Das ungebärdige Modell“ hingewiesen, die das Titelbild zum Juni-Heft bildet. Liegt doch über solchen Studien ein ganz besonderer Zauber. Gerade an ihnen kann wirkliches Kunstverständnis sich mehr und mehr entwickeln. Das erkennen auch unsere deutschen Künstler und lassen deshalb ihre Bewunderer jetzt gern einen Einblick in ihre Mappen thun. Noch auf zwei illustrierte Aufsätze sei hingewiesen, auf: „Die Werdejahre Napoleons I.“ von Hanns von Jobeltig“ und auf: „Die Donau-Auen“ von Ernst von Dombrowski. Den Freund der Litteratur werden die „Erinnerungen eines Kindes“ von Toni Schumacher besonders interessieren. Eine alte Dame berichtet hier von der längst vergangenen Zeit, in der das Haus ihres Onkels Justinus Kermer in Weinsberg sich fast allen Trägern der Litteratur jener Zeit für längere oder längere Dauer gastlich öffnete. Der Somambulismus, der ja in diesem Hause eine große Rolle spielte, trat auch dem Kinde entgegen und hat es nicht wenig erschreckt. Das Haus selbst und seine eigenartige Völgler sind in guten Bildern wieder gegeben. Letzter im 74sten Lebensjahre.

— Adalbert Matkowsky, Eigenes, Fremdes. — Verlag von F. Schneider & Co., Berlin. M. 2.50. In dem soeben ausgegebenen Bande seiner Erinnerungen schildert Verfasser, der berühmte Tragöde des Berliner Kgl. Schauspielhauses in einfacher schlichter Weise seine Lebensschicksale. Er plaudert mit vielem Humor von seiner verunglückten Laufbahn als Lehrling im Hause Schönkank und Co., Berlin; von seiner Militärszeit in Dresden; seinem Besuch bei Sarah Bernhard und seinem Zusammentreffen mit Krauszewski. Unüffant liegt sich auch die frisch und flott geschriebene Spulgeschichte in Hamburg. — Allen Verehrern des bedeutenden Schauspielers wird diese Gabe hochwillkommen sein.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.